

this field of studies – with the consequence of a sometimes difficult ‘Anthologization’. Although by far not settling the issue for research on historical time, “Breaking up Time” has proven a point: We need to continue to deal with the problematic issue of using Western time within the study of past times by applying such concepts as a temporal cut or a multi-perspective global history of time.

Notes:

- 1 At the workshop in 2011 the Global History-ideas were more formative with Lynn Hunt presenting the introductory keynote on “Globalization and Time”.
- 2 See also H. Schulz-Forberg, The spatial and temporal layers of global history: A reflection on global conceptual history through expanding Reinhart Koselleck’s *Zeitschichten* into global spaces, in: Historical Social Research 38/3 (2013): 40–58.
- 3 See the review of Achim Landwehr to the same volume, in: H-Soz-u-Kult, 17.12.2013, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2013-4-219>> and „Space/Time Practices”: Special Issue, Historical Social Research, 38:3 (2013).
- 4 Whereas the workshop of 2011 was called in the subtitle “*Settling the Borders between the Present, the Past and the Future*” [the Italics are ours] the conference transcript uses the more tentative “Negotiating the Borders between Present, Past and Future”.

Walter Rüegg (Hrsg.): Geschichte der Universität in Europa, Band IV: Vom Zweiten Weltkrieg bis zum Ende des Zwanzigsten Jahrhunderts, München: Beck 2010, 559 S.

Rezensiert von
Claudia Baumann, Leipzig

Wolfgang Weber attestierte der Universitätshistorie 2002 gegenüber den übrigen geschichtswissenschaftlichen Teildisziplinen Unterentwicklung und Bevorzugung von Einzeluniversitäten. Größere Forschungsprojekte, so Weber, seien oft abhängig von Universitätsjubiläen, zeigten enge chronologische Ausschnitte und behandelten vornehmlich regional oder lokal zusammengehörende Institutionen. Geschichtsschreibung jenseits dieser Grenzen stellte bisher überwiegend die Epoche des Mittelalters ins Zentrum.¹ Zehn Jahre später, nach Umsetzung des Bologna-Prozesses und des sich verstetigenden Imperativs einer globalen Wissensgesellschaft, bekommt die Universitätsgeschichtsschreibung einen grenzüberschreitenden Charakter, der den bisweilen chaotisch erscheinenden Stand globaler Vernetzungen mit Pfadabhängigkeiten und Theoriewerdung zu Leibe rückt.

Die von Walter Rüegg orchestrierte *Geschichte der Universität in Europa* in vier Bänden, initiiert durch die Europäische Rektorenkonferenz, ist ein Projekt von großer Tragweite. Das erschließt sich zum einen aus der von der Ideenfindung bis zur

Publikation vergangen Zeit, nicht weniger als 20 Jahre, als auch aus der Prominenz der Beitragenden. Der vierte Band unterscheidet sich von den Vorgängerbänden, weil der Untersuchungszeitraum 1945 bis 1995 in weiten Teilen mit der Forschungs- und Lehrtätigkeit der Autoren zusammenfällt, autobiografische Nuancen also nicht ausgeschlossen sind. Eine weitere Besonderheit, die auffällige Dominanz anglophoner Autoren, begründet Rüegg mit der führenden Rolle, die deren Universitäten nach 1945 übernommen haben. Der vierte Band gliedert sich wie seine Vorgänger in die Abschnitte *Grundlagen, Strukturen, Studenten* und *Wissenschaft*, womit eine Aneinanderreihung nationaler Narrative und eine Geschichte entlang eindeutiger Periodisierungsmerkmale vermieden wird. Eine der wohl wichtigsten Entwicklungen war die sogenannte Demokratisierung der Hochschulen. Über die einzelnen Kapitel hinweg wird der Begriff, der derzeit in den Medien zu Unrecht meist nur mit „Mas-sifizierung“ in Zusammenhang gebracht wird, in seiner Komplexität erfasst und damit vergegenwärtigt, was Rüegg insgesamt als Erfolgsgeschichte der Universität nach 1945 beschreibt. Zunächst bedeutete Demokratisierung nach Ende des Krieges, dass an den Universitäten „kräftige Wurzeln für Theorie und Praxis einer demokratischen Gesellschaft entwickelt werden sollten“ (S. 50). Die Universität hatte zur Aufgabe, feste Grundlagen für eine neue Weltordnung zu schaffen und Grundwerte zu vermitteln, die jede Form von Totalitarismus in der Zukunft verhindern würden. Demokratisierung meint dann zugleich die enorme Expansion des Hochschulsektors, die sowohl eine Erhöhung der Studentenzahlen als auch die Etablierung neuer Uni-

versitäten mit sich brachte. Zu Beginn waren es die durch europäische Regierungen initiierten Reformen, die zur Steigerung der Konkurrenzfähigkeit gegenüber den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion mehr wissenschaftliches Personal förderten. Dann boten die neuen „Massenuniversitäten“ eine geeignete Plattform für Studentenbewegungen, von der aus nicht nur für eine Demokratisierung im Sinne einer Verbesserung der sozialen Stellung der Studierenden und mehr Mitbestimmung protestiert wurde, sondern auch für einen gerechteren Zugang zur Universität insgesamt. Sie waren Zentren politischen Widerstands, von denen der Versuch ausging „anti-demokratische Regime“ wie in Griechenland, Polen, in der Tschechoslowakei oder in Ungarn zu stürzen. Gegenstand des Protests waren nicht nur nationale sondern auch globale Missstände. In Frankreich avancierte die Studentenbewegung zur Hauptgegnerin des Algerienkriegs, in Großbritannien richtete sich der Protest gegen den anglofranzösischen Angriff auf Ägypten in der Suez-Krise, während in Portugal gegen den Kolonialkrieg in Angola und Mozambique aufbegehrt wurde. Der Protest gegen den Vietnamkrieg und die Apartheid vereinte Studentenbewegungen jenseits vieler Grenzen.

Louis Vos bezeichnet die Studentenbewegungen der sechziger Jahre als erste Manifestation der „Neuen Sozialbewegungen“ und in der Tat scheint beispielsweise ein Vergleich mit *Occupy Wall Street* in vielerlei Hinsicht lohnend. Vos beschreibt die studentischen Bewegungen als „bewegliche Vorhut einer breiteren gesellschaftlichen Emanzipationsbewegung auf nationaler, religiöser oder sozialer Ebene“ (S. 250) und findet einen europäischen Charakter

etwas „gekünstelt“, ähnlich seinen Kollegen, die das Attribut „global“ für die Proteste im Gezi-Park, im Zuccotti-Park oder vor der Europäischen Zentralbank etwas überzogen finden, doch vereint sie eine „sich gegenseitige Beeinflussung“ und das Streben nach einer „Utopie, ausgerichtet auf postmaterialistische Werte“ (S. 268). In den sechziger Jahren vereinte in globaler Hinsicht eher die Ablehnung des Imperialismus während sich der Protest heute mehrheitlich gegen den Kapitalismus richtet. Der Begriff der Demokratie findet sich gegenwärtig nur selten im Zusammenhang mit Hochschulexpansion, wohl auch weil sie scheinbar auch ohne sie funktioniert bzw. sich eine eindeutige Definition von Demokratie auf dem globalen Politparkett als äußerst schwierig erwiesen hat.

Eine weitere sich aufdrängende Frage mit Blick auf den untersuchten Zeitraum ist der Umgang mit der Spaltung der Hochschulwelt in Europa im Kalten Krieg. Nahm doch die Universität in der bipolaren Logik als „höchste Vermittlungsinstanz gesellschaftlicher Grundwerte“ (S. 48) eine besondere Rolle ein. In Mittel- und Osteuropa führte die „Sowjetisierung“ zum Verlust der Autonomie, zur Politisierung der Ausleseorgane, zu einem Labyrinth der Verwaltungswege und zur Abkehr von der als „liberal-bourgeois verschrien historischen Universität“ (S. 90) hinzu Spezial- und Technischen Hochschulen. Diese Entwicklungen führten bis heute zu einer eher negativ besetzten Wahrnehmung russischer Hochschulbildung, doch erfährt Letzteres mit Blick auf den Mangel an Fachkräften in den sogenannten MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik) derzeit in so manchem theoretischen Papier

eine positive Umdeutung. Die Geschichte unterschiedlicher akademischer Systeme in einem Ost-West-Bild wird in Rüeggs Band ergänzt um die oft unterschätzten grenzüberschreitenden Aktivitäten innerhalb der Lager, die in vielerlei Hinsicht zugenommen hatten. So gab es in den 1960er und 1970er Jahren beispielsweise die beiden internationalen Studentenbewegungen „International Union of Students“, getragen von der Sowjetunion, und die „International Student Union“, vornehmlich unterstützt durch die USA und Großbritannien, die zum Mikrokosmos des Kalten Kriegs wurden. Auf Konferenzen, in Seminaren oder in Zeitschriften verhandelten Studenten Themen globaler Dimension, die nationale Identitäten in den Hintergrund rücken ließen.

Der fachkundige Streifzug durch die Wissenschaftsgeschichte wirft Licht auf die Entstehung einzelner Disziplinen und beschreibt, wie diese nicht einem universellen Wissenskanon entsprungen sind, sondern sich vielmehr im Rahmen eines akademischen Nationalismus entwickelten, der nicht unempfindlich für grenzüberschreitenden Transfer war. Obwohl sich beispielsweise die Soziologie in den ersten zehn Jahren nach dem Krieg in den USA mit ihrem Fokus auf Empirismus wesentlich von dem in Frankreich vorherrschenden Verständnis, dass Soziologie philosophisch-theoretisch orientiert sein sollte, unterschied, und auch anders als in Großbritannien gesellschaftliche Phänomene des eigenen Landes ins Zentrum stellte, hatte Talcott Parsons's Struktur-Funktionalismus großen Einfluss in vielen Ländern Europas. In den mathematischen, exakten Wissenschaften, die trans- und multidisziplinär waren bevor diese Begriff-

lichkeiten ansatzweise Berücksichtigung in den Geisteswissenschaften fanden, gestaltet sich der Aspekt der fachlichen Internationalität etwas anders. Forschung in der Physik beispielsweise ist mitunter derart umfangreich und kostenintensiv, dass sie nur im internationalen Rahmen geleistet werden kann. So sind die Europäische Organisation für Kernforschung in der Schweiz oder andere Großforschungsanlagen wie Observatorien oder Weltraumplattformen seit Jahrzehnten Dreh- und Angelpunkte internationaler Forschung, deren Bedeutung für die Praxis als auch für die Universitätsgeschichte von herausragender Bedeutung sind.

So epochal und lehrreich auch der vierte Band der Reihe ist, hätte er doch an so mancher Stelle von Exkursen zu den eigentlichen Schauplätzen, den Universi-

täten, profitieren können. Mögen mikrohistorische Einblicke auch noch so fraglich in ihrer Repräsentativität oder rückwärts gewandt als „Anstaltsgeschichte“ erscheinen, so eröffnen sie doch auch den Blick auf Neues. Universitäten in Jugoslawien beispielsweise, konnten ihr internationales Engagement durchaus autonom gestalten und fungierten wie die Universität Zagreb, die in den 1980er Jahren enge Kontakte mit Universitäten in Ägypten, Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich, Polen, Ungarn, in der Türkei, im Irak und in den USA pflegte, als Brücke zwischen einem akademischen Osten und Westen.²

Anmerkungen:

- 1 Wolfgang E. J. Weber, *Geschichte der europäischen Universität*, Stuttgart 2002.
- 2 Tihana Luetić, *Die Geschichte der Universität Zagreb von ihrer Gründung bis heute*, Zagreb 2002.